

Interview mit Victoria Schulz

Die Autorin, Regisseurin und Schauspielerinnen Victoria Schulz, geboren 1990 in Berlin, studierte zunächst an der Filmuniversität Babelsberg Schauspiel und Filmregie und ging anschließend für ein Semester an die Theaterakademie Hamburg zum Studium der Theaterregie. Als Schauspielerin war sie bereits in diversen Arthouse-Kinofilmen zu sehen, die unter anderem bei der Berlinale liefen. Ihre Kurzfilme liefen auf diversen nationalen und internationalen Festivals, wie der Feminist Film Week, Filmfestival Max Ophüls Preis, AISFF Seoul und wurden mehrfach ausgezeichnet. Seit 2021 studiert sie am Deutsche Literaturinstitut Leipzig um sich verstärkt dem Schreiben zu widmen. Eigene Texte erschienen bisher unter anderem im Rahmen der audiovisuellen Performance »Presence III« beim 48h Neukölln Kunstfestival und in der »Hot Topic«. Victoria Schulz findet ihren Ausdruck in diesem Spannungsfeld an künstlerischen Mitteln. Jedes Thema sucht nach seinem eigenen Medium, jedes Medium nach seiner eigenen Sprache.

In dem performativen Stück »Holy Red« verhandelt ein vielstimmiger Chor auf kritische und humorvoll-empowernde Weise die Themenkomplexe der Gebärfähigkeit, Mutterschaft und Schwangerschaftsabbruch. In intimen Gesprächen und Alltagsmomenten werden die Diskrepanzen zwischen Erwartungen und Möglichkeiten weiblicher und familiärer Lebensentwürfe untersucht. Der scheinbare Konsens eines feministischen Diskurses entpuppt sich als Kaleidoskop verschiedener Positionen, deren Fronten sich neu zu erhärten drohen und den Ruf nach einer neuen Revolution lauter werden lassen.

Im Interview mit Anna Luise Dieren, Dramaturgin am Theater Magdeburg, spricht Victoria Schulz über Ihre Vision für ein diskriminierungskritisches, feministisches Theater.

AD: Welche neuen Geschichten und Stimmen braucht das Theater?

VS: Ich will keine Helden (ja, männliche!) mehr sehen, keine Katharsis, keine bürgerliche Selbstvergewisserung. Ich will jene Stimmen hören, die zu wenig Zeit, zu wenig Kraft, zu wenig Kapazitäten und Sichtbarkeit haben um erzählen zu können. Ich will hören, wie sie nach Worten und Haltung ringen. Das Theater muss von seinem Elfenbeinturm in die Straßen steigen, den Asphalt auf die Bühne gießen.

Die Wissenschaftlerin und Autorin Sara Ahmed spricht von der Figur der feministischen Spaßverderber*in, die will ich auf der Bühne sehen - nicht als gefällige Influencer*in, sondern als verletzte Unruhestifter*in, die vielleicht selbst noch nicht genau weiß wohin, aber Hauptsache heraustreten aus der Comfort Zone und dem Status Quo!

Welche Themen und welche Formen interessieren dich beim Schreiben?

Für mich bildet das Fragmenthafte, das Uneindeutige, das Ausufernde und sich in stotternden Widersprüchen Verhakende, sich gängigen Mustern und Konventionen Entziehende mehr meine Wahrnehmung von Realität ab, als das klassische figurenzentrierte Storytelling mit Wende- und Höhepunkten. Ich suche und scheitere täglich daran. Und immer die Frage danach, wie aktivistisch (und das immer feministisch und antikapitalistisch) Theater sein kann, ohne in zu direkte politische Agitation zu verfallen?

Was war der Ausgangspunkt für deinen Stückentwurf, den du für den Autor*innenwettbewerb eingereicht hast?

Für meine Generation bin ich früh Mutter* geworden, es war keine geplante Schwangerschaft und hat einen entscheidenden Einschnitt in meine Autobiografie als Künstler*in und weiblich gelesen Person bedeutet. Es war mir ein Anliegen meine individuellen Erfahrungen zu politisieren und in einen größeren Kontext zu stellen. Ich wollte die strukturellen Benachteiligungen und diskriminierenden Kontinuitäten in weiblichen* Lebensläufen unter dem Schwerpunkt der Gebärfähigkeit als biologisches und sozial reproduziertes Differenzkriterium sichtbar machen.

Wieso sind Schwangerschaftsabbrüche und Menstruation deiner Meinung nach noch oft Tabuthemen?

Es gibt ein sozialpsychologisches Experiment, das zeigt, dass es die Autorität einer Frau* abschwächt, wenn ihr im Vorstellungsgespräch ein Tampon aus der Tasche fällt und damit ihr Vorgesetzter daran erinnert wird, dass ihm ja eine menstruierende Frau* gegenüber sitzt. (Ich vermute ein herausfallender Nuckel hätte dieselbe Wirkung...) Über die Periode könnte man eine Kulturgeschichte der Scham schreiben. Sie ist mit Schwäche, Unreinheit, Minderwertigkeit und Verfehlung assoziiert - im Sozialdarwinismus der willkommen Beweis

für die physische und folglich auch intellektuelle Unterlegenheit der Frau*. Um als Frau* im patriarchalen Kapitalismus studieren und arbeiten zu können, müssen wir uns den männlich geprägten Normen unterordnen, uns also als leistungsstark und belastbar verkaufen, das heißt, so tun, als würden wir nicht bluten und mit unserer Periode bzw. Gebärfähigkeit keine potentiellen Einschränkungen einhergehen.

Heute bröckeln diese Scham und dieses Tabu mehr und mehr und es gibt ermächtigende Bezugnahmen auf die Menstruation. Nur bleibt die Frage, ob diese auch zu tatsächlichen Entlastungen im Arbeitsrecht etc. führen werden. Bräuchten menstruierende Menschen nicht beispielsweise mehr Urlaubstage oder zugestandene Homeofficetage in Zeiten ihrer Periode?

Schwangerschaftsabbrüche sind noch immer weltweit ein umkämpftes Terrain reaktionärer Kräfte. Beim Kampf um das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung geht es um nicht weniger als die Autonomie weiblicher* und queerer Körper, die auch in Deutschland im Jahre 2022 noch immer zu wenig geschützt wird. Anhaltende Stigmatisierungen sind ein unmittelbares Resultat aus der prekären Rechtslage in Deutschland, die Schwangerschaftsabbrüche kriminalisiert und gebärfähigen Menschen keine eigenständige Entscheidungsgewalt zuspricht.

Warum reden wir heute noch über den Gender Pay Gap, sind wir nicht eigentlich schon viel weiter in der Debatte?

Überhaupt nicht. Das Problem liegt meiner Meinung nach darin, dass das männliche, westliche, weiße Subjekt die oberste Referenz in unserem kapitalistischen Wirtschaftssystem ist. Es ist able-bodied, im besten Fall heterosexuell, hat einen akademischen bzw. materiell abgesicherten Hintergrund und ist immer einsatzfähig. Alle anderen, die aus einer oder mehrerer dieser Kategorien herausfallen, haben weniger kulturelle und materielle Teilhabechancen.

Ich befrage stark die Symbolpolitik im Zuge von Gleichstellungs- und Diversitypolicies. Solange diese nicht antikapitalistisch und machtkritisch ausgerichtet sind, werden zwar immer mehr Identitätskategorien mitgedacht und repräsentiert, aber es findet kein tiefgreifender sozialer Wandel statt, solange wir nicht nach den sozioökonomischen Bedingungen fragen: Wie wollen wir leben? Wie wollen wir lieben? Wie wollen wir arbeiten?

Eine Diskriminierungskategorie, die ich in meinem Theatertext herausstelle, ist Frausein* im Hinblick auf Mutterschaft und Gebärfähigkeit, weil aktuelle Studien zeigen, dass Frauen* ohne Kinder mehr und mehr mit ihren männlichen Kollegen in Bezug auf Karriere und Einkommen aufschließen, aber diejenigen mit Kindern weit dahinter zurückbleiben. Solange wir in einer Gesellschaft leben, die statt Care, Leistung und Selbstverwirklichung zu ultimativen Imperativen erklärt, kann sich diese Ungleichheit und damit jegliche feministische Wut auch nicht legen.